dtv

Der restalkoholisierte Franz Eberhofer wird am Morgen nach einer rauschenden Polizisten-Hochzeit von einem schwer bewaffneten SEK-Kommando geweckt. Kollege Barschl ist mit einem Messer im Rücken tot aufgefunden worden. Und blöderweise ist die Tatwaffe ausgerechnet Franz' Taschenmesser. Dass der Dahingeschiedene Franz' ungeliebter Vorgesetzter und erklärter Erzfeind ist, macht die Sache auch nicht besser. Gut, dass sein Alt-Hippie-Vater ihm ein schönes Alibi liefert. Aber ermitteln muss der Franz eben doch selber. Zum Glück ist Kumpel Rudi Birkenberger zur Stelle. Privat ist der Franz auch gefordert, seit die Jugendliebe der Oma, der kauzige Paul, sich daheim breitmacht. Und nicht nur das: Bei Freundin Susi schrammt der Franz haarscharf an einem Heiratsantrag vorbei.

Rita Falk, geboren 1964 in Oberammergau, lebt noch immer in ihrer bayerischen Heimat, ist Mutter von drei erwachsenen Kindern und hat in weiser Voraussicht damals einen Polizeibeamten geheiratet. Mit ihren Provinzkrimis um den Dorfpolizisten Franz Eberhofer und den Romanen ›Hannes‹ und ›Funkenflieger‹ hat sie sich in die Herzen ihrer Leser geschrieben – weit über die Grenzen Bayerns hinaus. Mehr unter www.rita-falk.de

Rita Falk

Grießnockerlaffäre

Ein Provinzkrimi

dtv

Kostenlos mobil weiterlesen! So einfach geht's.

Hier geht's zur kostenlosen App: www.papego.de/app

Erhältlich für Apple iOS und Android. Papego ist ein Angebot der Briends GmbH, Hamburg. www.papego.de

Mit Glossar und den Originalrezepten von der Oma

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C019821

Neuausgabe 2017
2. Auflage 2017
Veröffentlicht 2012 in der
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2012 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagbild: Constantin Film Verleih GmbH/Mike Kraus
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-08655-4

Kapitel 1

Die Beerdigung von der Oma ist an einem Donnerstag. Es ist nieselig und grau, und wir stehen bis zu den Knöcheln im Friedhofs-Baz. Trotzdem ist beinah die ganze Gemeinde gekommen. Aber sie war halt auch äußerst beliebt, die Oma, das muss man schon sagen. Einige weinen direkt Rotz und Wasser. Und da fragt man sich natürlich, wie man so derartig weinen kann, wenn jemand kurz vor seinem Hundertsten stirbt? Ist das nicht eher ein Grund zum Feiern? Erst recht, wo doch die Oma seit kurzem ein Pflegefall war. Wie hätte denn bitte schön ihre Zukunft ausgesehen? In einem Altenheim? Oh, Verzeihung, »Seniorenresidenz« nennt man das ja jetzt. Wobei ich mich ehrlich frage, welche Alten dort noch residieren. »Vegetieren« würd es wohl viel besser treffen. Und das … das hätte die Oma wirklich nicht verdient. Auf gar keinen Fall. Sie hatte ein langes und würdiges Leben und soll dann doch auch in Würde sterben, gell. Aber jetzt bin ich abgeschweift.

Wie gesagt, es ist fast die ganze Gemeinde hier anwesend, und ich halte die Susi untergehakt. Pausenlos laufen ihr Tränen übers Gesicht, und weil sie natürlich wieder mal kein Taschentuch dabeihat, schnieft sie auch ständig mit der Nase. Was aber weiter niemanden stört, die meisten hüsteln und schnäuzen ohnehin.

Der Sarg ist schön, Nussbaum natur, und auf dem Deckel

liegt ein Kranz voller weißer und gelber Rosen. Dazwischen etwas Schleierkraut. Sehr schön. Auf der Schleife steht: »Für Oma, in Liebe«. Ja, das passt gut. Der Pfarrer tritt vor, und selbst er muss sich mehrmals räuspern, ehe er zu sprechen beginnt. Seine Worte sind ergreifend und steigern den Tempo-Verbrauch vor Ort gleich ganz enorm.

Bei »Asche zu Asche, Staub zu Staub« beginnt's wie aus Eimern zu schütten und Schirme schießen hoch – wie Schwammerl im Herbst. Die Susi und ich, wir teilen uns einen, weil sie halt so dermaßen eng neben mir steht, dass ein zweiter erst gar keinen Platz hätt. Und da ich praktisch ein Offizier und Gentleman bin, halt ich den Schirm großzügig so, dass die Susi im Trockenen steht. Ich selber steh linksseitig komplett im Regen. Und wie dann der Sarg endlich zur letzten Ruhe hinabgleitet, ist diese Seite meines Körpers nass bis runter auf die Haut. Na bravo.

Nach dem ›Ave Maria‹ schaufeln wir schwarze Erde aufs offene Grab und werfen Blumen hinterher. Danach sucht uns die Trauergemeinde heim. Man kann sich schon ungefähr denken, wie lange das dauert, bei so vielen Leuten. Besonders, weil halt ein paar Kinderwägen und obendrein zwei Rollstühle auch den Weg zu uns suchen und stellenweise im Matsch versinken. Wie schließlich auch die Letzten ihr Beileid kundtun, läuft mir schon ein Rinnsal über die Wirbelsäule und mündet direkt in meine Arschfalte. Hämorrhoiden vorprogrammiert.

»Mein Beileid«, sagt der Papa und schüttelt der Susi die Hand.

»Mein Beileid«, schreit die winzige, wunderbare Oma in einer Lautstärke, die Tote wecken könnte. In all den Jahren, wo sie jetzt taub ist, hat sie immer noch nicht begriffen, dass sie auch nicht besser hört, wenn sie nur laut genug schreit.

Auf dem Weg zum Leichenschmaus entweicht der Susi

immer noch der eine oder andere Seufzer. Ich leg den Arm um sie. Meinen trockenen natürlich.

»Ach, Franz …«, sagt sie ganz leise. Und ich weiß freilich schon, dass sie sehr traurig ist. Schließlich war ihre Oma einer der wichtigsten Menschen für sie, seit die Eltern gestorben sind. Das eine oder andere Mal hat sie sogar gesagt: »Franz«, hat sie gesagt, »du und die Oma, ihr zwei seid mir die wichtigsten Menschen im Leben.«

Ja, die eine Hälfte ist nun leider tot. Möge der liebe Gott die andere behüten! Ich persönlich kann mir schon vorstellen, wie es ihr jetzt so geht, der Susi. Weil: wenn nämlich meine eigene Oma einmal sterben und mich plötzlich nicht mehr anschreien würde … Nein, da mag ich gar nicht dran denken. Dann doch lieber Seniorenresidenz.

»Du, Franz …«, sagt die Susi jetzt wieder und reißt mich aus meinen Gedanken heraus.

»Ja, Susi?«, sag ich.

»Meinst du nicht, wir sollten nun wirklich bald einmal heiraten? Du siehst ja, das Leben ist so schnell vorbei.«

»Ach, so schnell jetzt auch wieder nicht. Immerhin war deine Oma vierundneunzig. Da haben wir schon noch ein bisschen Zeit«, sag ich und kratz mir den dämlichen Vollbart, den ich seit Wochen schon tragen muss. Wegen einer Wette, einer saudummen. Aber gut.

Beim Eintreffen im Gasthof bekundet der Wirt sein Beileid und führt uns danach ins reservierte Nebenzimmer. Da lauern sie auch schon, die Trauergäste, und reißen sich um die Speisekarten, die im Verhältnis zu den knurrenden Mägen schwer in der Unterzahl sind. Dann läutet mein Diensttelefon. Und ganz gegen meine sonstige Reaktion freu ich mich jetzt direkt ein bisschen darüber. Weil, seien wir einmal ehrlich: so der große Leichenschmaus-Entertainer bin ich eigentlich sowieso nicht. Und auf die ganze Trösterei hab ich

gerade auch keinen Bock mehr. Vor allem nicht, wenn's dann auch noch ans Heiraten geht.

»Ja, Susi, du siehst es ja selber …«, sag ich, während ich zur Tür rausschleiche.

»Keine Sorge, ich kümmere mich schon drum!«, sagt plötzlich der Leopold, welcher mein Bruder ist und dessen Anwesenheit ich bis grad eben erfolgreich verdrängt hatte.

Es ist der Bürgermeister, der anruft.

»Eberhofer, gut dass ich Sie erreiche«, sagt er. »Wo sind Sie denn grade?«

»Ich bin auf der Beerdigung von der Gmeinwieser-Oma. Sollten Sie da nicht auch sein, Bürgermeister? Schließlich hat sie ja fast hundert Jahre lang in Ihrer wunderbaren Gemeinde gelebt. Da gehört sich das schließlich.«

»Ja, ja. Aber ich ersticke hier in Arbeit, verstehen Sie? Außerdem war ich doch gestern schon im Rosenkranz. Über zwei Stunden lang. Mir sind beinah die Kniescheiben zersprungen. Das zählt wohl gar nicht? Aber was anderes, können Sie anschließend gleich einmal zu mir ins Büro reinkommen, Eberhofer? Es ist wirklich dringend.«

Ja, wenn's wirklich dringend ist, kommt er natürlich, der Eberhofer. Vorher aber muss er noch schnell was essen. Drüben, am Tresen. Weil er natürlich diese ganze Leichenschmaus-Harmonie nicht ums Verrecken stören will. Eine Leberspätzlesuppe mit zartem Gemüse. Einen gemischten Braten mit Knödeln, ebenfalls gemischt, und dazu ein Kraut. Und einen feinen warmen Apfelstrudel mit Vanille-Eis. Ein oder zwei Bier dazu. Großartig! Aber dann bin ich auch quasi schon unterwegs. Das heißt, vorher fahr ich noch kurz heim. Um mich umzuziehen. Schließlich bin ich nass bis runter auf die Haut, und da kann man sich ja noch sonst was holen, gell.

»Was kann ich für Sie tun, Bürgermeister?«, frag ich ihn, gleich wie ich mich auf seinen Schreibtisch setz. Das mach

ich gerne. Gibt mir eine gewisse Dominanz. Ich glaub ja, er mag das nicht besonders, der Herr Bürgermeister. Wahrscheinlich, weil er sich dann immer so unterlegen fühlt, dort unten, in seinem Sessel. Aber sagen traut er sich freilich nix. Weil ich nämlich der einzige Polizist bin. Weit und breit. Und mit dem verdirbt man sich's besser nicht. Stattdessen steht er meistens auf, geht zum Fenster rüber und schaut hinaus. Wusst ich's doch.

»Ähm, ja, hähä … wo soll ich anfangen, Eberhofer«, druckst er umeinander und verschränkt seine Arme im Rücken.

»Am Anfang vielleicht?«, versuch ich ihm auf die Sprünge zu helfen.

»Hähä, ja. Die Kollegen … also die in Landshut …«

»Vergessen Sie's!«, sag ich gleich, steh auf und geh zur Tür.

»Herrschaft, Eberhofer!«, keift er mir hinterher und dreht sich um.

»Ich war jetzt vier Monate lang in dieser Scheißlandshuter PI und hab die Kollegen dort unterstützt. Jetzt langt's. Schließlich ist nicht Landshut mein Bezirk, sondern Niederkaltenkirchen. Und zwar auf oberste Anordnung hin.«

»Aber schauen Sie, Eberhofer, so arg viel passiert doch hier bei uns gar nicht, gell.«

»Und so soll es auch bleiben«, sag ich noch, und schon bin ich draußen. Sollen die doch hinschicken, wen immer sie mögen. Mich bringt jedenfalls nichts mehr in die PI Landshut. Beim besten Willen nicht.

Aber das, glaub ich, muss ich schnell mal erklären. Also, weil sich die werten Kolleginnen und Kollegen in Landshut ja praktisch vermehren wie die Karnickel, ist immer die Mehrzahl von ihnen entweder im Mutterschafts- oder Erziehungsurlaub. Dadurch ist die Inspektion natürlich ständig schwer unterbesetzt, ganz klar. Kommt dann noch jemand

mit einer Kur oder Krankheit daher, wird das Defizit langsam spürbar. Von Urlauben mag man gar nicht erst reden. Da ist die Dienststelle ja schon direkt verwaist. Ein Eldorado für jeden Verbrecher, würd ich mal sagen. Drum haben die eben irgendwann mich angefordert. Um das Schlimmste zu verhindern, sozusagen. Und da bin ich natürlich auch hin, weil: Dienst ist Dienst. Selbst in Landshut. Die Kollegen dort sind zum Großteil in Ordnung. Ja, gut, die Hälfte zumindest. Wer aber absolut nicht in Ordnung ist, sondern im Gegenteil eine Zumutung sondergleichen, ist der Dienststellenleiter. Der Barschl. Ein Korinthenkacker vor dem Herrn. Paragraphenreiter Dreck dagegen. Spioniert jedem hinterher, notiert Arbeitszeiten, Privatgespräche und stoppt dir die Uhr beim Stuhlgang. Der würde seinen eigenen Bruder anzeigen, wenn der falsch parken tät. Ja gut, das würd ich wohl auch. Aber wurst. Nein, der Barschl ist die Mensch gewordene Beulenpest, gar keine Frage. Saudummerweise ist er aber mein direkter Vorgesetzter, wenn ich in Landshut arbeite. Und dann ist er auch noch jünger als ich. Was ja im Grunde überhaupt nicht geht. Nein, gar nicht. Soll ich mir vielleicht von so einem Rotzlöffel sagen lassen, wo der Bartl den Most holt? So weit kommt's noch! Drum war es also unumgänglich, mit ihm dann und wann ein wenig aneinanderzugeraten. Einmal zum Beispiel bei unserem Spezialtraining. Wir machen da nämlich so alle paar Wochen ein Training für eventuelle Amoklagen. Weil's halt in unserem wunderbaren Land nun schon öfters mal passiert ist, dass ein frustrierter Schüler die Pumpgun aus dem elterlichen Schlafzimmer entwendet und damit hinterher die halbe Belegschaft seiner Schule ausradiert hat. Selbstverständlich werden in so einem Fall die Kollegen gerufen. Und bis noch vor kurzem waren die quasi völlig überfordert mit der Gesamtsituation. Deshalb, um eben auf die Verhaltensweise solcher Vollpfosten

vorbereitet zu sein, drum machen wir halt jetzt regelmäßig dieses Training. Damit wir den Irren im schlimmsten Fall das Hirn wegblasen können, bevor die es bei anderen tun. Das ganze Szenario findet immer in einer alten Hauptschule in der Nähe von der PI statt. Die ist schon vor Jahren evakuiert worden. Wegen gefährlich hoher Asbestbelastung. Da kann man freilich jetzt schon keine Kinder mehr unterrichten, weil alles verseucht ist. Polizisten schon.

Gut. Wie ich also an besagtem Tag hinkomm, merk ich sofort, dass der Barschl das Kommando hat, und das hebt meine Stimmung immens. Weil der dann nämlich den Täter mimt und somit zum Abschuss frei ist. So zieh ich also pfeifend meine uralte Dienstjacke an, die ich zu diesem Zweck immer trag. Und die vor lauter Farbspritzern schon vielmehr ausschaut wie eine Smarties-Röhre. Dann lad ich die Waffe mit Farbmunition, FX genannt. Ich entscheid mich für Rosa. Der Stopfer Karl gesellt sich zu mir her, und ich verkünde gleich die frohe Botschaft.

»Der Barschl ist heute der Amokschütze«, sag ich. Der Karl grinst ein wenig in sich rein.

»Übertreib's aber nicht, Franz. Sonst gibt's bloß wieder Ärger«, sagt er ein bisschen angespannt. Als hätt ich in meinem ganzen Leben schon ein einziges Mal übertrieben. Der Barschl kommt und stellt sich mittig zwischen die Kollegen. Er erklärt uns kurz die Amoklage, und dann geht's auch schon los. Und was soll ich sagen? Weil ich halt von Haus aus ein so dermaßen geschickter Schütze bin, ist der mutmaßliche Amokläufer freilich im Nullkommanix liquidiert. Auch beim zweiten und beim dritten Mal. Vielleicht liegt's aber auch daran, dass der Barschl so wahnsinnig deppert vorgeht, das kann man kaum glauben. Nie im Leben würde sich ein potentieller Kamikaze so dämlich verhalten. Aber er ist tapfer, das muss man schon sagen. Gibt keinen Laut von sich.

Obwohl jeder Treffer alles andere als angenehm ist. Beim vierten Mal lass ich mir ein bisschen Zeit, weil's einfach mehr Spaß macht. Dann aber streck ich ihn nieder. Im Kugelhagel könnte man sagen. Und dieses Mal quietscht er sogar. Ganz leise zwar, aber immerhin. Mittlerweile schaut er aus wie der rosarote Panther und seine Stimmung ist ziemlich hinüber. Die Kollegen lachen. Alle. Zwar hinter vorgehaltener Hand, aber das gilt trotzdem. Unserem Dienststellenleiter kann man die Wut direkt ansehen. Er scharrt förmlich schon mit den Hufen. Das fünfte Mal wird er vom Karl abgeknallt. In Grün. Und da reißt ihm die Leine. Er nimmt den Schutzhelm vom Schädel, knallt ihn auf den Boden und wirft sich mit dem ganzen Körper auf den wehrlosen Stopfer.

»Das hier ist kein Kinderspiel, verstanden! Ich werd euch zeigen, dass man sich nicht lustig macht über mich! Und dich bring ich um, wenn du nicht zu grinsen aufhörst!«

Wobei der Karl gar nicht grinst. Nicht die Bohne. Ganz im Gegenteil. Er versucht sich krampfhaft von der Last zu befreien und wimmert ständig nur: »Bitte … bitte!«

Ein Weilchen schau ich mir das an und greif schließlich ein. Zerr den Barschl vom Stopfer runter, und dem helf ich auf die wackeligen Beine. Mit einem einzigen Sprung ist der Barschl in der Höhe und packt mich am Krawattl.

»Eberhofer!«, knurrt er bedrohlich. »Eberhofer, ich warne Sie! Ich lass mich von niemandem zum Affen machen. Und von Ihnen am allerwenigsten.«

Ich nehm etwas Schwung und drück ihn mit Wucht in die nächste freie Ecke.

»Sie brauchen keinen, der Sie zum Affen macht, Barschl«, sag ich. »Das schaffen Sie wunderbar allein!«

Damit war unser Training dann auch schon am Ende. Und freilich war's peinlich für den Barschl. Aber so ist es halt mal. Im Grunde genommen hat er es nicht anders ver-

dient. Weil er halt ein unglaubliches Arschloch ist. Mein Kollege Karl und ich, wir nennen ihn ja gern mal Arschl, den Barschl. Aber nur wenn's keiner mitkriegt. Oder fast keiner. Der eine oder andere weiß natürlich mittlerweile drüber Bescheid. Besonders die Putzfrauen. Die mögen ihn nämlich auch nicht. Weil er die einfach wie Müll behandelt. Und die nennen ihn jetzt auch ganz gern mal Arschl. Ich persönlich glaube ja, dass ihn die ganze PI dick hat. Jeder Einzelne. Der Karl hat einmal gesagt: »Würde man den Barschl mal foltern, müssten die Genfer Konventionen umgeschrieben werden.« Ja.

Nein, was ich eigentlich sagen wollte, Arschl passt ganz einwandfrei für diesen Deppen. Das nur zum besseren Verständnis, damit man halt weiß, warum ich auf gar keinen Fall mehr in Landshut Dienst machen will.

Wie ich am Abend in die Küche komm, hockt der Leopold drin. Die Oma und der Papa natürlich auch, aber die wohnen ja schließlich auch hier.

»Was tust du denn noch da?«, frag ich, weil mir seine baldige Abreise die Stimmung ungeheuer aufhellen würde.

»Ich? Ich hab mich um deine Susi gekümmert. Du warst ja dazu nicht in der Lage«, sagt er und schiebt sich ein Schinkenröllchen in den Schlund.

»Erstens ist es nicht meine Susi, die gehört sich immer noch selber. Und zweitens war ich bei der Arbeit, wenn's recht ist.«

»Arbeitest du neuerdings beim Wolfi?«, fragt er mich mit süffisantem Unterton.

Verdammt! Er muss mein Auto gesehen haben.

»Wenn ich mir nach Feierabend ein Bier gönn beim Wolfi, dann geht dich das einen Scheißdreck an, verstanden?«

»Hohoho, ruhig, Brauner!«, sagt jetzt der Papa, steht auf

und holt mir ein Brotzeitbrettl aus dem Küchenkasten. »Setz dich nieder, sei friedlich und iss was!«

Ich setz mich nieder, bin friedlich und ess was. Schmecken tut es mir nicht.

»Wohnst du neuerdings bei uns?«, frag ich den Leopold etwas später, und der Papa wirft mir abartige Blicke über den Tisch.

Der Leopold ignoriert die Frage, putzt sich den Mund am Ärmel ab und erhebt sich.

»Ja, Papa, schade … aber ich muss leider los. Die Panida, die wartet bestimmt schon. Und heute … heute ist doch der erste Elternabend im Kindergarten. Da muss ich unbedingt hin«, sagt er mit ausgestreckten Armen, damit der Papa auch gut hineinpasst. Sie drücken sich.

Elternabend im Kindergarten! Dass ich nicht lache! Der schlaue Leopold referiert über pädagogisch wertvolle Sandkastenförmchen?

Trotzdem rettet der Leopold meinen Feierabend. Indem er nur einfach ins Auto steigt und den heimatlichen Hof verlässt. Wir winken. Danach helf ich der Oma noch beim Abwasch, und sie redet kein Wort mit mir. Weil sie, obwohl sie taub ist wie ein Fisch, ein enormes Gespür hat für zwischenmenschliche Irritationen. »Ich mach mir eine Mordsarbeit mit eurem Essen, und dann wird bloß wieder rumgestritten. Sargnägel … ihr seid alle meine Sargnägel!«, knurrt sie vor sich hin, während sie die Teller verräumt.

»Ich dich auch, Oma!«, sag ich noch so, geb ihr ein Bussi auf die Wange, und dann bin ich auch schon draußen. Ich dreh mit dem Ludwig eine Runde, und wir brauchen einszwanzig dafür. Nicht grad eine unserer Bestzeiten. Was aber eindeutig daran liegt, dass wir unterwegs auf ein Hundemädchen stoßen, das er ständig besteigen will. Sie will nicht, das zeigt sie ihm deutlich. Am Ende gibt er auf, der Ludwig. Gibt

auf und drückt mir ganz traurig den Kopf gegen den Schenkel. Da mir heute auch nicht mehr nach heiter ist, gehen wir zwei dann mit hängenden Köpfen heim.

Ich weiß nicht, ob ich's schon erwähnt hab, aber der Ludwig und ich, wir zwei wohnen in einem Saustall. Zumindest war es früher einer. Manchmal trifft die Bezeichnung auch heut noch den Wohnwert exakt, aber eben nur manchmal. Sonst ist der Saustall ein Traum. Renoviert, saniert und finanziert vom Franz himself. Na gut, die Oma hat schon auch ein paar Bausparer geopfert, ganz klar. Und mein langjähriger Freund, der Flötzinger, seines Zeichens Gas-Wasser-Heizungs-Pfuscher, hat seine qualifizierte Hand angelegt. Dafür hat er übrigens eine ganz saftige Rechnung geschrieben. Und wär die Oma nicht gewesen, hätt ich die wohl sogar bezahlt. Wenn ich so nachdenk, ist »Freund« vielleicht direkt übertrieben. Man kennt sich halt, gell.

Ich hau mich daheim gleich aufs Kanapee, und der Ludwig legt sich daneben auf den Teppich und schaut mich an. Treuer Kamerad.

Dann läutet mein Telefon.

»Servus, Franz, stör ich dich grad?«, fragt der Stopfer Karl ganz vorsichtig. Er ist immer so. Ich bin es gewohnt.

»Ja, Karl, ich wollte grad das Haus verputzen, über den See Genezareth laufen und die Umlaufbahn der Erde ändern«, sag ich so.

»Ja … ja, dann, entschuldige vielmals …«

»Karl!«, schrei ich. »Das war ein SPASS!«

»Ein Spaß, ach so! Hähä. Du, Franz, wegen was ich dich eigentlich anrufe … Ich möchte … und du bist sicher, dass ich nicht störe?«

»Verdammt, Karl! Jetzt sag schon, was du willst!«

»Ich möchte dich zu meiner Hochzeit einladen. Die Waldburga und ich … also wir zwei, wir werden nämlich heiraten.«

Das haut mich direkt um.

»Die Waldburga und du, ihr werdet heiraten? Ja, das ist doch … äh, phantastisch, oder? Und? Wird sie denn deinen Namen annehmen?«, frag ich, setz mich auf und grins so vor mich hin.

»Äh, ja. Warum?«

»Nur so, Karl. Nur so.«

»Aha. Und, ja, wir würden dich gern, also wenn du nichts anderes vorhast, hätten wir dich gerne eingeladen. Zu unserer Hochzeit.«

»Und wann soll das Spektakel stattfinden?«

Er nennt mir das Datum und den Ort und sagt, ich kann gerne die Susi mitbringen.

»Die Susi. Ja, ja, das werden wir sehen. Es kommen doch sicher auch andere Kollegen, nehm ich mal an?«

»Genau, Franz. Ich hab's heute schon in der PI erzählt und dort eine Liste ausgelegt. Die meisten können kommen und haben sich schon eingetragen.«

»Eine Liste? Soso. Du willst aber damit nicht sagen, dass Kollege Arschl auch kommt?«

»Mei, Franz. Was soll ich tun? Ich kann doch nicht die ganze Dienststelle einladen und akkurat ihn nicht. Ja, wie würde das denn ausschauen? Das kann ich wirklich nicht machen. Beim besten Willen nicht. Schließlich muss ich ja noch was weiß ich wie lang mit ihm zusammen arbeiten.«

»Ja, dann lieber Karl, wirst du meinen Namen von deiner werten Liste wohl streichen müssen.«

»Das kannst du nicht machen!«

»Das wirst du dann sehen.«

»Aber Franz, du … du bist doch mein Lieblingskollege, das weißt du genau!«

Lieblingskollege. Das geht natürlich runter wie Öl. Oder Bier. Ich werd's mir überlegen, sag ich. Dann häng ich auf.

Kapitel 2

Ein paar Tage später beim Frühstück klingelt's plötzlich an der Haustür. Das ist äußerst ungewöhnlich, weil man hier bei uns ans Fenster klopft. Oder an die Küchentür. Oder man kommt einfach gleich rein. Aber man klingelt nicht an der Haustür. Definitiv nicht. Der Papa und ich schauen uns an, die Oma nicht, weil sie es eh nicht gehört hat. Es klingelt ein zweites Mal, und ich widme mich lieber wieder meinem Teller, weil ich überhaupt gar keine Lust verspür, aufzustehen. Schwer schnaufend erhebt sich schließlich der Papa, und aus dem Augenwinkel heraus kann ich seinen vorwurfsvollen Blick deutlich wahrnehmen. Ehrlich gesagt frag ich mich schon, warum er so schnauft. Weil: seit er vor Jahren seine Schweinezucht aufgegeben hat, tut er sowieso nix den lieben langen Tag lang. Außer vielleicht die Beatles hören. Oder seine Joints rauchen. Oder beides gemeinsam. Und das kann doch beim besten Willen nicht so anstrengend sein.

»Da ist jemand, der sucht eine gewisse Magdalena«, sagt er, wie er zurückkommt, und man sieht ihm an, dass er keine Ahnung hat, wer das sein soll. Hinter ihm steht ein alter Mann, den ich nie gesehen hab. Hager, groß und sehr gut gekleidet. Er hält Blumen in der Hand. Und einen Koffer.

»Mensch, die Oma heißt doch so«, sag ich.

»Ja, das weiß ich selber!«, sagt der Papa auf einmal. Irgendwie wirkt er ganz zerstreut.

»Dann wird er die wohl auch meinen«, versuch ich es noch mal.

»Lena?«, sagt dann der Alte fast tonlos und kommt zaghaft ein paar Schritte näher.

»Das wird Ihnen wenig bringen, weil sie nämlich nix hört«, sag ich grad noch, da dreht sich die Oma um. Sie schaut den Fremden an, lange und fassungslos, stellt die Pfanne mit dem Frühstücksspeck beiseite und geht dann direkt auf ihn zu.

Fast schon wie in Zeitlupe.

Sie bleibt vor ihm stehen und schaut ihn an. Minutenlang. Dann hebt sie langsam die Hand und fasst ihm ganz sanft ins Gesicht. Es ist, als würd sie ihm jede Pore einzeln abtasten. Der Papa steht daneben wie ein Ölgötz und hat dabei den Mund ziemlich weit offen. Das schaut echt scheiße aus. Und ich persönlich weiß beim besten Willen nicht, was hier abgeht. Aber ich hab den sonderbaren Eindruck, dass ich den Alten von irgendwoher kenne. Kann ihn aber ums Verrecken nicht verorten.

»Paul!«, sagt die Oma dann plötzlich. Ihre Stimme ist vollkommen ungewöhnlich. Leise, heiser und einfach irgendwie komisch.

»Ihr kennt euch?«, fragt der Papa.

»Ja«, sagt der Alte, und auch seine Stimme klingt irgendwie heiser. »Aber das ist schon sehr lange her.«

Die Oma nimmt die Hand aus dem fremden Gesicht, geht rüber zum Schrank und holt ein weiteres Gedeck heraus. Dann schenkt sie Kaffee ein. Ihre Hand zittert. Aber das soll in diesem Alter ja vorkommen.

»Na gut, Paul«, sag ich, um die Situation ein bisschen aufzulockern. »Ich bin der Franz. Haben Sie auch einen Nachnamen?« Ich streck ihm die Hand entgegen, die er umgehend schüttelt.

»Ja, den hab ich. Aber ich bin der Paul und wir können uns

gern duzen«, sagt er mit einem seltsamen Akzent. Schon irgendwie bayerisch. Aber dennoch nicht wirklich. Vielleicht ist was Schweizerisches mit drin? Oder was Französisches? Keine Ahnung.

»Schön, Paul. Dann erzähl mal. Woher kennst du die Oma denn eigentlich? Also, die Leni.«

Er schaut sie an, lange und schweigsam, und plötzlich kriegt er ganz feuchte Augen. Das muss jetzt aber wirklich nicht sein, dass er hier das Flennen kriegt.

»Das ist eine lange Geschichte, Franz. Und es ist auch eine sehr alte Geschichte. Ich … ich bin seit gestern Morgen unterwegs und drum etwas müde …«

»Kein Problem«, sag ich. »Ein andermal dann. Hast du denn vor, länger hier zu bleiben?« Ich steh auf und bring mein Geschirr rüber zur Spüle, weil's eh Zeit ist für die Arbeit.

»Ja, das hatte ich vor.«

»Hast du schon eine Unterkunft? Ich meine, die Mooshammer Liesl, die vermietet nämlich …«

»Er wohnt hier bei uns«, unterbricht mich die Oma. »Ich werd ihm ein Zimmer herrichten.« Manchmal frag ich mich echt, wie sie das macht. Dass sie nix hört und trotzdem immer über alles Bescheid weiß. Sie steht auf und geht hinaus.

Bei dem ganzen Drumherum hab ich den Papa ganz vergessen. Der sitzt auf seinem Platz, hat noch keinen Bissen gegessen und hört nicht auf, unseren Gast anzustarren.

»Ist irgendwas?«, muss ich ihn fragen.

»N…nein, alles bestens«, sagt er und beißt endlich in sein Honigbrot, ohne jedoch den Paul auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. Was glaubt der eigentlich? Dass der Paul hier die Oma entführt? Und vergewaltigt? Oder unseren Hof abfackelt?

Ich fahr dann mal lieber ins Büro.

Schon wie ich mittags zur Tür reinkomm, merk ich, dass etwas nicht stimmt. Es riecht nicht nach Essen, die Küche ist verwaist und die Verwandtschaft weit und breit nicht zu finden. Hinten im Garten treff ich aber wenigstens auf den Papa. Er hockt in seinem alten Schaukelstuhl unter den Obstbäumen, schaut in die Sonne und raucht einen Joint. Von ihm erfahr ich dann auch, dass es nix zum Essen gibt. Rein gar nix. Weder jetzt noch später. Weil die Oma es nämlich vorgezogen hat, mit ihrem alten Spezi Paul zum Essen zu gehen, statt uns was zu kochen. Da schleichen sich ja Unsitten ein, das kann man kaum glauben.

»Was will denn der überhaupt hier?«, fragt der Papa jetzt brummig. »Und woher kennt sie ihn eigentlich?« Ich zuck mit den Schultern. Schließlich bin ich auch nicht schlauer als er. Na gut, schlauer natürlich schon. Nur nicht besser informiert, was die aktuelle Lage betrifft.

»Ich hol uns ein paar Warme beim Simmerl«, sag ich noch so und steh auf.

»Mach das! Ja, mach das, bevor wir wegen diesem egoistischen Weibsbild noch verhungern, wir zwei«, brummt er hinter mir her. Und so mach ich mich auf den Weg.

»Servus, Franz. Lass mich raten … sechs Leberkässemmeln mit Händlmaier?«, fragt mich der Metzger, kaum, dass ich zur Tür drin bin.

»Bist du ein Hellseher, oder was?«, frag ich ihn und entlock ihm damit ein breites Grinsen.

»Nein, ich hab bloß zuverlässige und redselige Kundschaft«, sagt er, während er die Semmeln aufschneidet. »Die Mooshammer Liesl war nämlich grad herinnen.«

Aha, daher weht der Wind.

»Ja, und die Liesl, die hat mir erzählt, dass sie vorhin im Landgasthof war, weil sie denen doch immer die Tischtücher bügelt.«